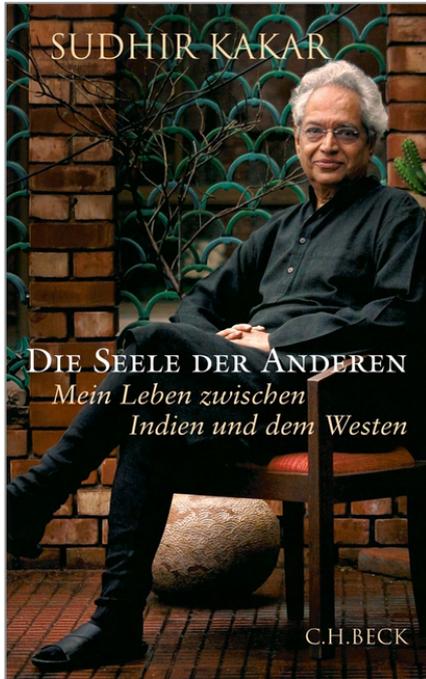


Unverkäufliche Leseprobe



Sudhir Kakar

Die Seele der Anderen

Mein Leben zwischen Indien und dem
Westen

Aus dem Englischen von Klaus Modick

313 Seiten, Gebunden

ISBN: 978-3-406-64125-1

Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.chbeck.de/10595317>

URSPRÜNGE

Juli–Oktober 1943
Lahore

Gebohren wurde ich am Montag, dem 25. Juli 1938, um 11 Uhr 40 in Nainital, einer Bergstation im Himalaja, die heute im Bundesstaat Uttaranchal liegt, zur Zeit meiner Geburt aber noch Teil der *United Provinces* von Britisch-Indien war. Die präzisen Koordinaten dieses nicht erinnerten Ereignisses liefert mein Horoskop, dem weiterhin zu entnehmen ist, dass der Sonnenaufgang um 5 Uhr 55 Ortszeit stattfand. Das trug zur Bestimmung der genauen Planetenkonstellationen zum Zeitpunkt meiner Geburt bei. Wie bei jedem Hindukind wurden meine Verbindung zum Kosmos und mein spezifischer Platz darin einige Tage später definiert – in einer schmalen Broschüre mit rosa Umschlag und dem Bild des Gottes Ganesha, der mit nackter Brust auf einem Thron sitzt und eine seiner rechten Hände segnend hebt. Es ist gut, dass wir uns nicht an den Augenblick unserer Geburt und den zentralen Platz im Universum, den wir in diesem besonderen Moment einnahmen, erinnern können. Sonst würde uns der Rest unseres Lebens wie ein langer Abstieg vorkommen, was er natürlich sehr wohl sein kann.

«Du hast deine Mutter beinah umgebracht!», sagte die Mutter meiner Mutter oft zu mir, wenn ich sie während meiner Schulzeit und der Jahre auf dem College besuchte; daraus sprach eher Stolz als Tadel über mein Geburtsgewicht von zehn Pfund und einen unstillbaren Hunger, der meine Mutter zu Tränen der Verzweiflung trieb. Der zufriedene Blick meiner Mutter angesichts der Erzählungen meiner Großmutter über die Heldentat meiner Geburt war nicht immer die reinste Freude; manchmal kam es mir so vor, als wäre ihr stolzer Blick von einem unterdrückten Vorwurf getrübt, der auf eine Schuld verwies, die ich niemals würde zurückzahlen können.

Meine ersten, lebhaften Erinnerungen stammen aus meinem fünften Lebensjahr. Es ist kein Zufall, dass diese Erinnerungen mit der Geburt meiner Schwester zusammenfallen, einem Störenfried im Paradies, in dem ich glücklich als einziges Kind gelebt hatte.



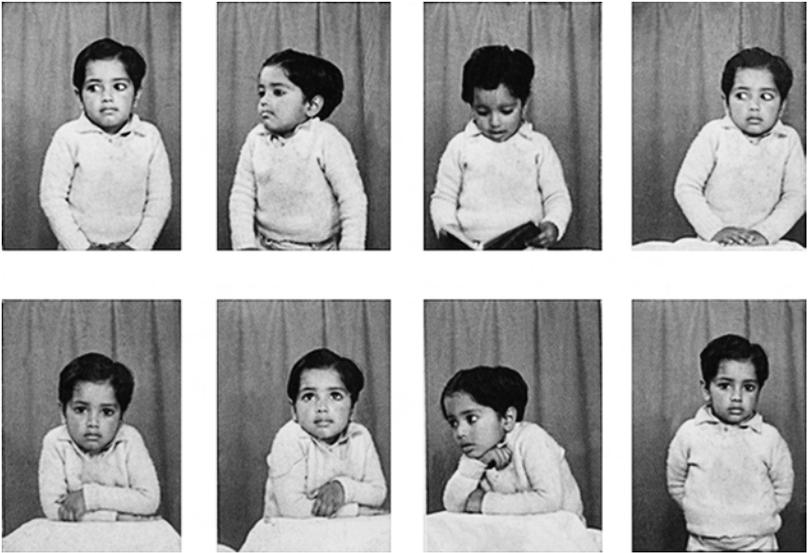
1938. Acht Monate alt.



Ludhiana, Februar 1941

Wenn ich mir Fotos aus meiner Kindheit anschaue, die meine Mutter so liebevoll ins Album geklebt hat und die von meiner Mutter oder meinem Vater auf der Rückseite mit den genauen Daten und Orten beschriftet wurden, fallen mir immer zuerst die Schwarz-Weiß-Fotos ins Auge, die mich als Zweijährigen zeigen. Die Fotos zeigen ein pummeliges Kind mit schulterlangen, an den Spitzen gelockten Haaren (die Zeremonie des Haareschneidens stand erst noch bevor), das im Garten unseres Hauses in Ludhiana in einem Kinderwagen oder auf der Lenkstange eines Fahrrads oder auf einem Felsen in Manali sitzt und den Fotografen, der vermutlich mein Vater ist, voller Vertrauen anlächelt.

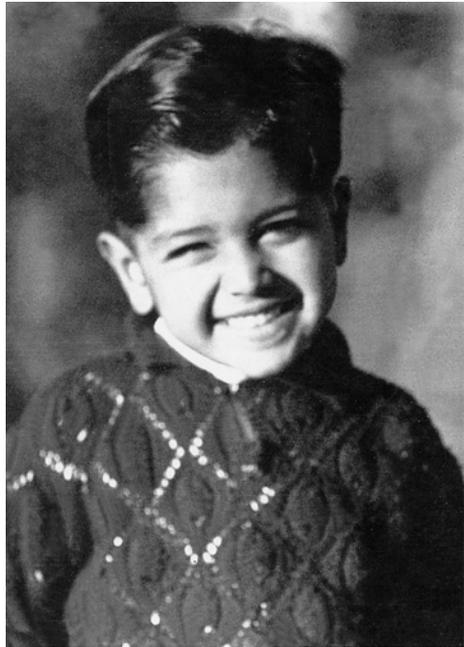
Auf der nächsten Seite findet sich das kolorierte Foto eines Vierjährigen mit unfassbar lila Lippen (gegen eine Gebühr kolorierte der Fotograf einen Schwarz-Weiß-Abzug per Hand), gekleidet in Shorts und ein schlecht geschnittenes Hemd mit einem blauen Kragen, der aus einem dunklen, langärmeligen Pullover mit Diamantmuster ragt. Den Pullover hatte wahrscheinlich meine Mutter gestrickt, weil vorgefertigte Strickwaren wie überhaupt Konfektionskleidung erst viele Jahre später erhältlich waren. Das Hemd war wahrscheinlich von einem Schneider angefertigt, wie ich sie aus späteren Jahren erinnere, wenn sie auf den Veranden der verschiedenen Häuser hockten, in denen wir wohnten, während ich heranwuchs. Männer in mittleren Jahren mit grauen Bartstoppeln auf den eingefallenen Wangen, tief auf die Nase gerutschten Brillen mit runden Stahlgestellen, die sich über ihre Singer- oder Pfaff-Nähmaschinen beugten. Die Haare des Jungen



November 1941

sind nun kurz geschnitten, geölt und zu einem sauberen Seitenscheitel nach links gekämmt. Meine Mutter, wie schon zuvor ihre Mutter, glaubte fest daran, dass tägliches Ölen mit Kokosöl dichten Haarwuchs fördere und das Abreiben des Gesichts mit einer Paste aus Weizenmehl und Sahne die Haut heller mache. Auf diesem Foto ist das noch unschuldige Lächeln des Zweijährigen dem etwas frechen Grinsen eines Vierjährigen gewichen, dessen Augenwinkel sich in offensichtlichem Vergnügen kräuseln.

Indem ich mir diese oder andere Fotos aus meiner Kindheit anschau, auf denen nur ich mit meiner Mutter im Rahmen stecke und bewundernd zu ihr aufschau, wobei sich ihr Gesicht zu meinem hinabbeugt, flimmern keine damit verknüpften Erinnerungen über die Leinwand meines Bewusstseins. Ich weiß, dass die autobiografische Erinnerung, die uns allen vertraut ist, mit etwa drei Jahren einsetzt, wenn sich im Gehirn die notwendigen neuronalen Pfade ausgebildet haben. Dennoch würde ich gerne glauben, dass das Fehlen früherer Erinnerungen auch damit zu tun hat, dass ich sie nicht brauchte. Es gibt die Geschichte eines Jungen, der während seiner ersten fünf Lebensjahre kein Wort sprach. Seine Eltern machten sich Sorgen. Sie hielten das Ausbleiben von Sprache für das Symptom einer schweren



1942. Vier Jahre alt.

Störung und konsultierten reihenweise Kinderärzte, die dem Kind allesamt beste Gesundheit attestierten. Eines Tages, als die Familie am Frühstückstisch saß, deutete der Junge plötzlich auf die Schale mit Schokoladenpulver und sagte: «Ich will Schokolade in meine Milch.» Die Eltern waren überwältigt vor Freude. «Du kannst ja sogar vollständige Sätze bilden», strahlte der Vater. «Warum hast du nicht schon früher geredet?» «Weil ich es nicht musste», erwiderte der Junge.

Ich würde gerne glauben, dass ich vor meinem fünften Lebensjahr keine Erinnerung nötig gehabt habe.

Doch Spaß beiseite. Die frühen Jahre ohne Erinnerung und vor dem Spracherwerb, als ich mit meiner Mutter Teil eines verzauberten Zwei-Personen-Universums bildete, sind nicht unwiederbringlich dahin, nur weil die Art und Weise sich verändert hat, in der ich (wie alle Erwachsenen) wahrnehme und erinnere. Wie die meisten Menschen habe auch ich während meines ganzen Lebens immer wieder flüchtige Erinnerungen an die sinnliche Verschmelzung mit Körper und Geist der Mutter. Durch die Aushöhlung aller Selbstkontrolle mit einer Flut, die ich nur als außerordentliches *Entzücken* bezeichnen kann, sind

diese flüchtigen Eindrücke eine Art blitzartiger Schub eines intensiven Zusammengehörigkeitsgefühls mit einer Person und in seltenen Fällen auch zu einem Musikstück, einem Kunstwerk oder einem Naturschauspiel. Mir gefällt die Vorstellung, dass in solchen Augenblicken Momente der Verschmelzung mit meiner Mutter während meiner ersten Lebensjahre wieder lebendig geworden sind, dass sich der frische Blick des Kindes kurzfristig über die erwachsene Wahrnehmung der Welt gelegt hat. Es handelt sich in der Tat um unbeschreibliche «Inseln der Erinnerung», wie C. G. Jung sie nannte, die durch ein Überfließen des Herzens aus einem Ozean des Unbewussten an die Oberfläche strömen. Ich glaube, dass solche flüchtigen Momente wort- und bildlose «Erinnerungen» an die Zeit sind, in der meine Liebesbeziehung zu meiner Mutter auf ihrem Höhepunkt war, als die Welt vom Strahlen unserer gegenseitigen Berauschtigkeit belebt wurde und ins Fundament meiner Psyche die Überzeugung pflanzte, dass das Universum von einem gütigen Geist durchdrungen ist, dem ich meine Zukunft getrost anvertrauen kann.

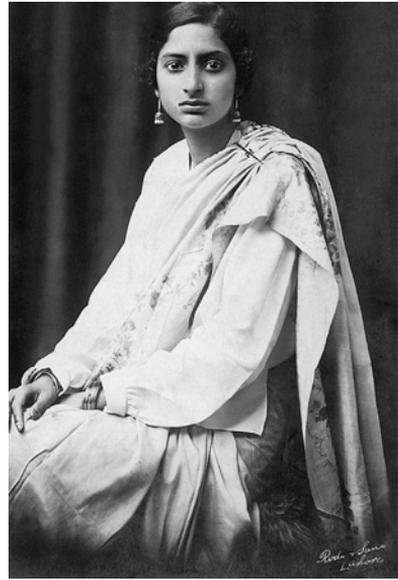
Wenn die Geburt meiner Schwester mir etwas vom Zauber dieser urchenheitlichen, von der ständigen, wenn auch diffusen Gegenwart meiner Mutter durchfluteten Welt nahm und ihre Strahlkraft schwächte, dann lag das nicht an ihrem stillen Eindringen, sondern daran, dass ich mich bereits in die Welt meines Vaters und der Familie hineinbewegte, eine Welt, die paradoxerweise sowohl weiter als auch enger ist als die, in der ich mit meiner Mutter gelebt hatte. Die Geburt meiner Schwester fiel mit dem Erwachen meines Bewusstseins und dem Beginn meiner Identität zusammen.

Drei Monate vor dem erwarteten Datum der Geburt meiner Schwester kamen meine Mutter und ich im Juli 1943 nach Lahore, um bei meinen Großeltern zu wohnen. Töchter brachten ihre Kinder stets in ihren Elternhäusern zur Welt. Die schützende Aura ihrer Mütter, Tanten und anderer weiblicher Familienmitglieder, die sie während des Geburtsprozesses umgaben, galt als wichtiger als profane medizinische Erwägungen.

Mein Vater blieb in Sargodha, heute eine Stadt von über zwei Millionen Einwohnern, die 175 Kilometer nordwestlich von Lahore liegt. Damals, in den 1940er-Jahren, lebten in Sargodha weniger als hunderttausend Menschen. Gelegen in einer flachen Ebene, die ihre Fruchtbarkeit einem abzweigenden Kanal vom Fluss Jhelum verdankt und der



Vater



Mutter

Region Wohlstand beschert hat, war Sargodha die Markt- und Bezirkshauptstadt für die umliegenden Dörfer. Beladene Ochsenkarren voller Weizen, Zuckerrohr, Seide und Blutorangen, die wir «Malta» nannten, waren ein vertrauter Anblick in den Basaren von Ameena, Kachehri und Anarkali, die das Herz der Stadt bildeten. Mein Vater, der Justizbeamter in der britischen Kolonialverwaltung war, konnte uns nicht nach Lahore begleiten, weil er zu viel zu tun hatte. Angesichts der Aufgabe, ein riesiges Land mit geringem Personal zu verwalten, hatten die Briten zu Beginn ihrer Herrschaft legislative und exekutive Funktionen auf Bezirksebene zusammgelegt. Deshalb erstreckte sich der Aufgabenbereich meines Vaters vom Gerichtsvorsitz in der Stadt bis zur Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung im Verwaltungsbezirk, wo er die Pachteinnahmen überwachte, Grundbücher inspizierte und über Landansprüche und andere Konflikte in den Dörfern zu entscheiden hatte. Er hatte vor, uns Anfang Oktober zu besuchen, wenn die Geburt direkt bevorstehen würde.

Mit einer Einwohnerzahl von fast 700 000 war Lahore Anfang und Mitte der 1940er-Jahre nach Delhi die zweitgrößte Stadt in Nordindien. Man war stolz, seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das

kulturelle Zentrum der Region zu sein. Nach dem Aufstand von 1857 gegen die Briten hatten viele Intellektuelle aus Delhi im Punjab Zuflucht gesucht, und die Stadt entwickelte sich zu einem Zentrum der urdischen und persischen Literatur. Durch die Eingliederung des Punjab in Britisch-Indien wurde Lahores herausragende Bedeutung noch weiter gefestigt, indem eine Reihe moderner Schulen und Hochschulen gegründet wurden, zu denen auch die ersten medizinischen und juristischen Hochschulen der Provinz zählten.

Offen für moderne westliche Ideen und Trends, blickte Lahore auf Delhi, die Hauptstadt Britisch-Indiens, als eine altmodische und provinzielle, von öden Bürokraten bevölkerte Stadt herab. Diese Haltung war nicht unähnlich derjenigen Bombays gegenüber Delhi in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zur Zeit meines Großvaters lebten in Lahore 250 000 Hindus und Sikhs; der Rest waren Muslime. Die Zahl der Hindus sank mit dem Ende der britischen Kolonialherrschaft im August 1947 auf weniger als 10 000, als Spannungen zwischen Hindus und Muslimen am Vorabend der Teilung des Landes zur Gründung der unabhängigen Staaten Indien und Pakistan führten und Lahore Pakistan zugeschlagen wurde. Ende August 1947 gab es dort nur noch weniger als 1000 Hindus und Sikhs.¹ Tausende zogen als Flüchtlinge nach Indien, während Tausende anderer dem Blutbad zum Opfer fielen, das mit der Teilung des Punjab einherging.

1943 war diese Zukunft undenkbar – aber welche Zukunft ist das schon? Lahore war eine friedliche Stadt gewesen, in der die verschiedenen Religionsgemeinschaften in beträchtlicher Harmonie und friedlichem Handel zusammenlebten, auch wenn sie ihre eigenen Traditionen und Lebensstile pflegten. Manche Stadtviertel wurden ausschließlich von Hindus und Sikhs bewohnt, andere waren gemischt und wieder andere rein muslimisch geprägt. Obwohl sie die Mehrheit bildeten, spielten Muslime fast keine Rolle im Geschäftsleben, in der Beamtschaft oder anderen modernen Berufsgruppen. Die meisten Muslime waren entweder Handwerker oder arbeiteten als Angestellte in den Handwerks- und Industriebetrieben. Selbst in der Altstadt gehörten die meisten großen Herrenhäuser und Villen Hindus und Sikhs. Historiker haben verschiedene Gründe für die Rückständigkeit der muslimischen Punjabi angeführt. Manche behaupten, dass sie beim Bildungserwerb nachhinkten, weil vor der britischen Herrschaft die Sikhherren des Punjab Muslimen kaum

Zugang zur Verwaltung gewährten. Weil die Sikherrschaft nicht länger als 50 Jahre dauerte, beteuern andere, dass die Wurzeln der muslimischen Rückständigkeit weiter zurück in der indischen Geschichte liegen und bis in die Epoche der Mughals oder sogar des Sultanats zurückreichen. Im Gegensatz zur persischsprachigen, ausländischen Elite bekamen einheimische, konvertierte Muslime keine Stellen in der Mughal-Verwaltung. Die Mughals zogen besser qualifizierte Hindus den aus niedrigen Kasten zum Islam Konvertierten vor, die im Allgemeinen als *Julaha* (Weber) bezeichnet und von der persischsprachigen Mughal-Elite verachtet wurden.²

Die Chancen, die sich mit der Öffnung des Schulsystems boten, nachdem Punjab in Britisch-Indien eingegliedert worden war, wurden zumeist von Hindus und Sikhs wahrgenommen. Sie strömten in moderne Schulen, Colleges und Universitäten, um Rechtsanwälte, Ärzte, Wissenschaftler und Akademiker zu werden, und traten auch der Verwaltungsbürokratie bei. Zwischen 1870 und 1920 bildeten Hindus und Sikhs eine dynamische Mittelklasse, die in Lahore fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung von 300 000 ausmachte. Der Vater meiner Mutter, ein Chirurg, gehörte zur ersten Aufstiegsstufe dieser florierenden Mittelklasse, während mein Vater, der in die Provinzverwaltung eintrat, von der zweiten Welle getragen wurde.

Neben den religiösen Unterschieden war Lahore in den 1940er-Jahren auch Schauplatz einer anderen Spaltung: auf der einen Seite eine durch und durch indische Innenstadt, umgeben von alten, verfallenen Mauern, auf der anderen neue Wohngebiete außerhalb der Stadtmauern, deren Bewohner eine westlich geprägte Modernität und einen Lebensstil annahmen, in dem sich ihre indischen Wurzeln mit europäischen beziehungsweise englischen Anmaßungen mischten. Sie waren Vorläufer der urbanen Mittel- und Oberschichten des heutigen Indien, deren Nachahmungstrieb nun aber nicht mehr England, sondern den Vereinigten Staaten gilt.

Auf der Schwelle zu dieser Gesellschaftsschicht, der sich mein Vater als Erster anschloss, lebte die wachsende Familie meines Vaters in einem dreistöckigen Haus in einer der vielen schmalen Gassen tief im Zentrum der Altstadt in Machhi Hatta. Im Gegensatz dazu wohnte die Familie meiner Mutter in einem großzügigen, einstöckigen Bungalow in der Nähe von Lawrence Gardens, benannt nach einem britischen Vizekönig, außerhalb der Stadtmauern. Wie viele andere Häuser um



Großvater mütterlicherseits



*Großmutter mütterlicherseits
(mit Sudhir)*

Lawrence Gardens, die hohen Richtern, Ärzten, aber auch reichen Geschäftsleuten und einigen Mitgliedern der muslimischen Aristokratie wie etwa den Tiwanas gehörten, lag der Bungalow meines Chirurgen-Großvaters hinter einem weitläufigen Rasen mit üppigen Shetoot-, Jamun- und Mangobäumen, die, wenn sie im Sommer Früchte trugen, mir als Jungen viel Freude machten. Die Klinik meines Großvaters, in die meine Mutter zu ihrer Niederkunft gebracht wurde, befand sich in der gleichen Gegend an der nahe gelegenen Nisber Road.

Im modernen Lahore war Lawrence Gardens eine der begehrtesten Adressen. Die Gegend schmückte sich mit derart modernen Symbolen wie dem *Faletti's Hotel*, in dem indische Frauen aus der Oberschicht, modisch gekleidet in Chiffonsaris und dezenten, aber teuren Schmuck, sich nachmittags zu Tee und Gurkensandwiches trafen. Zum Zeitpunkt der Teilung des Landes im August 1947 tanzten in *Faletti's* großem Ballsaal britische Offizielle und ihre Frauen, die Letzten der Kolonialverwaltung, zur sanften Musik eines goanischen, aus Bombay importierten Orchesters, während in der Nachbarschaft bereits von Brandstiftern gelegte Feuer wüteten.

Meine Kindheitserinnerung an den Vater meiner Mutter gilt nicht einer Person, sondern einer Präsenz. Es ist eine mürrische Präsenz, nicht unähnlich der des rechtschaffenen schwedischen Pastors in Ingmar Bergmans autobiografischem Film *Fanny und Alexander*. Ich erlebte Pitaji, wie mein Großvater genannt wurde, als einen Schatten, der sich morgens hob, wenn er das Haus verließ, um in seine Klinik in der Nisbet Road zu fahren, und die Fröhlichkeit und Lebendigkeit, die in seiner Abwesenheit aufkam, wieder dämpfte, wenn er abends zurückkehrte. Wenn er das Haus verlassen hatte, war es, als würde die Lautstärke, die meine Großmutter, Onkel, Tanten, Verwandte auf Besuch und Hausangestellte erzeugten, plötzlich aufgedreht, jedoch sofort wieder leise gestellt, wenn sein grauer (oder war er blau?) amerikanischer *De-Soto*-Wagen durchs Tor in die Einfahrt einbog. War ich zu ungestüm, flüsterte meine Mutter mir schnell ein Pst-Pst zu. Wenn ich von unserem Zimmer auf die Veranda oder nach draußen in den Garten gehen musste, bemühte ich mich, leise aufzutreten, weil der Weg am Wohnzimmer vorbeiführte, wo er abends saß und Whisky mit Soda trank. So war das im Winter. Im Sommer brachte ein Diener den Whisky mit Soda nach draußen auf den frisch gewässerten Rasen, wo er auf einem Liegestuhl saß und vor seinen Söhnen und Töchtern Hof hielt: Einer nach der anderen informierte ihn über die Fortschritte im Studium.

[...]